

Der Lebensretter

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 6

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Lebensretter

Von Paul Hg

Der Reisende Schnorf war eben im Begriff seine Tageskorrespondenz zu erledigen, als er beim Durchblättern der Schreibmappe seines Hotelzimmers auf ein zwar fragmentarisches, aber Schrecken erregendes Schriftstück stieß. Zehn von weiblicher Hand hingeworfene Zeilen an irgendeinen immigrierten „Alex“ gerichtet. Aufschrei eines betrogenen Herzens: „Es ist aus. Ich bin am Ende meiner Kraft. O meine armen, guten Eltern! Daß ich ihnen diesen grausamen Schmerz antun muß!“ Der letzte abgerissene Satz: „Wenn du diesen Brief erhältst, habe ich ausgelitten und dann, ja dann wirst du vielleicht von Reue und Sehnsucht getrieben ...“

Am ganzen Leibe zitternd, starrte der unbefugte Leser auf das nach Veilchen duftende, mit schwungvollen Initialen gezeichnete Blatt. Aus dem Datum erlah er zunächst, daß die anonyme Schreiberin noch am Vortage in diesem Zimmer gehaust haben mußte. Was aber mochte seither mit ihr geschehen sein? Lebte sie überhaupt noch? Hatte sie Erlösung in den Fluten des Sees gesucht? War die Tragödie am Ende schon in den Zeitungen zu lesen?

Da Schnorf sich in seiner Freizeit leidenschaftlich mit Graphologie befaßte, fiel es ihm nicht schwer, aus den markanten Schriftzügen Aufschlüsse zu gewinnen, die einem oberflächlichen Betrachter verborgen bleiben mußten. Die fühne Steilschrift zeugte ganz unverkennbar von Edelmut und hochentwickeltem Schamgefühl, während andererseits gewisse zittrige Schriftcharaktere die tragische Lebensstimmung zu offenbaren schienen. Unwillkürlich stellte er sich eine hohe elegante Gestalt vor, ein länglich schmales Gesicht, einen herb geschlossenen Mund, große, nach innen gerichtete Augen ... nun wohl gar für immer geschlossen! Bei diesem Gedanken packte den rechtschaffenen Jüngling eine wahre Wut auf diesen Windhund Alex, der womöglich gar nicht ahnte, was er durch sein ruchloses Verhalten verschuldet hatte. Es war vermutlich wieder so ein brutaler Veni-vidi-vici-Typ, dem es nicht darauf ankam, neben den duzendweis gepflückten Heideröschen zur Abwechslung auch einmal eine herrliche Zentifolie zu knicken!

Wieder fiel der Blick des Erregten auf den fatalen Brief ... War vielleicht doch noch ein Fünkchen Hoffnung vorhanden? Schnell entschlossen klingelte er dem Zimmermädchen.

„Können Sie mir sagen, wie die Dame heißt, die vor mir dieses Zimmer bewohnte?“ begann er äußerst behutsam, um nur ja keinen Argwohn zu erregen.

Die weiß behaubte Maid fuhr zusammen und sah wie das leibhaftige böse Gewissen aus.

„Meinen Sie etwa Miß Schilling?“

„Vorname, bitte?“

„Ella.“

Dieses Ergebnis entsprach bei weitem nicht seinen hochgespannten Erwartungen. Edith Schillingsfürst wäre ihm lieber gewesen. Indes — die Initialen auf dem Briefkopf stimmten damit überein.

„Ganz recht, die mein ich!“ bekräftigte er, unfähig, seine Erregung länger zu verbergen. „Sagen Sie mir um Gotteswillen, was ist gestern mit der Dame geschehen?“

Die Gefragte zuckte sichtbar zusammen, ihr Blick verriet kaltes Entsetzen. Immer mehr verdichtete sich die Gewißheit der vorgehenden Katastrophe.

„Wie soll ich das wissen? Sind Sie etwa ... Detektiv?“ schrie das Mädchen ängstlich auf.

„Bewahre, keine Spur davon!“ entgegnete er geschmeichelt und berauscht von seiner Mission, die sein ganzes bisheriges Wirken in den Schatten stellte. Doch galt es jetzt vor allem, die auf dem Sprung befindliche Kammerkaze zu betümpeln. „Sie dürfen ganz beruhigt sein. Mein Interesse ist durchaus privater

Natur. Machen Sie also weiter keine Umstände. Ich weiß Bescheid. Sie können mir ruhig sagen, was sich mit der Dame zugegetragen hat. Wozu sträuben Sie sich denn? Es kommt ja doch an den Tag! Solche Vorkommnisse können unmöglich verheimlicht werden. Also reden Sie getrost. Es soll Ihr Schaden nicht sein!“

Das verängstigte Mädchen glaubte einen Wahnsinnigen vor sich zu haben. Rücklings bemegte sie sich auf die Türe zu, den Blick starr auf den unheimlichen Frager gerichtet.

„Bedaure sehr, mein Herr, ich kann Ihnen keine Auskunft geben. Den Angestellten ist es streng untersagt, über die Gäste zu sprechen. Wenden Sie sich bitte an den Herrn Direktor!“ Im Handkehrum war sie verschwunden.

Schnorf ließ sich resigniert auf das Bett sinken. Kein Zweifel, das schreckliche Unglück war bereits geschehen! Möglicherweise hatte die Lebensüberdrüssige Gift genommen, war sie schon — wie das zu geschehen pflegt — heimlich fortgeschafft und dem Personal befohlen worden, darüber absolutes Stillschweigen zu bewahren. Empörend, wie solche Hotelleichen quasi verleugnet, konfisziert, abgeschoben wurden! Noch einmal überflog er das rätselhafte Blatt, das ihm die Vorhebung unverkennbar zu irgendeinem höheren Zweck in die Hand gespielt hatte.

Eine Minute später stand er vor dem Direktor. Unterwegs hatte er nur den einen himmelstürmenden Gedanken: „O, daß sie lebte!“ Wer weiß, vielleicht konnte er ihr näherkommen, das moralisch und physisch gedemütigte Wesen in diesem wunderbar geeigneten Augenblick ganz für sich gewinnen? Warum denn nicht? Er hatte Sinn und Neigung für höhere Lebensart, war Gefühlsromantiker, dazu auf seiner ersten Geschäftsreise begriffen, die ihm wahrlich geringe Illusionen ließ. Dele und Fette ... eine ebenso schwierige wie schmierige Laufbahn! Hier aber stand er vor dem heimlichen Fehltritt eines Mädchens aus guter Familie, einem ungemein sympathischen Fehltritt, der die aller schönsten Hoffnungen weckte! Wie oft hatten sich dergleichen romantische Schicksale schon begeben! Es kam nur darauf an, die Situation rasch zu klären, im rechten Moment handelnd einzugreifen. Ruhig und gelassen trat er dem mißtrauisch blickenden Direktor, der anscheinend bereits eingeweiht war, entgegen.

„Sie haben sich nach Miß Schilling erkundigt? Bitte, was möchten Sie wissen? Ich stehe zu Diensten!“ versetzte der gewandte Herr händereibend, fühlbar zum Gegenteil entschlossen.

Schnorf nahm alle Kraft zusammen: „Allerdings, Herr Direktor! Ist die Dame etwa schon ... hm ... abgereist?“

„Nein, sie hat lediglich das Zimmer gewechselt und wohnt jetzt auf Nr. 76.“

Der völlig verdutzte Jüngling konnte sich nicht länger beherrschen. Wie närrisch fuhr er aus seinen düsteren Ahnungen auf.

„Wie ... was? Zimmer gewechselt ... Also lebt sie noch?“

Der andere sah sich seinen Kunden etwas genauer an.

„Wie meinen Sie? Haha! Du lieber Gott, warum sollte sie nicht? Mit Vergnügen fogar!“

Es war, wie Schnorf feststellte, eine höchst fragwürdige, affektierte Heiterkeit. Man wollte ihm wohl Sand in die Augen streuen.

„Verzeihen Sie, Herr Direktor“, beharrte er mit der Hartnäckigkeit eines Menschen, der ein hohes Ziel vor Augen hat, „ich habe nämlich einen Auftrag an die Dame, einen sehr persönlichen Auftrag, wenn Sie gestatten ...“

„Aber bitte sehr, bitte schön! Dem steht nicht das Geringste im Wege!“ unterbrach ihn der Direktor gereizt. „Bemühen Sie sich am besten selbst. Die Dame befindet sich beim Tanzen im Pavillon!“

Diesmal taumelte Schnorf haltlos an die Wand. Seine Augen traten aus den Höhlen. Er brachte kaum mehr ein deutliches Wort hervor.

„B... beim T... Tanz, sagen Sie? Die Dame, die gestern noch Zimmer 42 bewohnte?“

„Miß Schilling, sehr richtig. Was ist denn daran so merkwürdig?“

„Ausgeschlossen, Herr Direktor, ganz und gar undenkbar! Da muß eine Verwechslung vorliegen!“ stammelte der verwirrte Gast und schlug sich an die Stirn. Dann kam die Erleuchtung, der psychologische Scharfblick. Umsonst hatte er nicht Duzende von Kriminalromanen verschlungen. Klar! Die verzweifelte Seele hatte ganz einfach bisher den Mut zur Tat nicht gefunden! Sie befand sich immer noch auf der Flucht vor dem drohenden Gespenst des Todes... Tanz am Abgrund! Lehtes Aufblähen der Lebensflamme... Barmherziger Himmel, er kam also nicht zu spät? Sie lebte noch, war mit einigen Schritten zu erreichen? Und doch. — Eile tat Not. Sie konnte ja den Tod in der Limonade schlürfen... jetzt, in dieser Sekunde...

Außer sich packte er des Direktors Arm.

„Hören Sie, die Dame ist in Lebensgefahr. Wir müssen sie retten, lieber Direktor! Auf der Stelle. In einer Stunde könnte es zu spät sein!“

Mit wenigen sich überstürzenden Worten schilderte er ihr heillofes Vorhaben. Die Wirkung war bestürzend. Weder schien der Eingeweihte um das Heil der gefährdeten Menschenseele, noch um den guten Ruf seines Hauses zu zittern. Vielmehr grinste er vor Vergnügen.

„Wissen Sie das Neueste, Portier?“ rief er dem gemüthlichen Cerberus in der Höhle zu. „Miß Schilling will Selbst-

mord begehn!“ Groteske Wechselblicke... dann hielten die zwei sich die Bäuche.

„Abgebrühte, fühllose Schurken!“ dachte Schnorf erblassend und zeigte Ellas Brief vor. Neuer Heiterkeitsausbruch. Dicke Tränen des Pfortners kollerten auf die illusorische Todesanzeige.

Als die beiden sich von dem unbändigen Gelächter einigermaßen erholt hatten, klopfte der Direktor mitleidig den Rücken des betörten Jünger Merkurs: „Sie kommen zu spät, junger Mann! Der Lebensretter ist bereits gefunden. Ueberzeugen Sie sich selbst.“

Sie traten in den Pavillon. Eine Jazzband gellte, gurgelte, wimmerte. Auf dem Steinrondell drehten sich die Paare.

„Dort... die nette kleine Dame in Rosa, die mit dem dicken Herrn in Oxfordhosen tanzt... das ist Miß Schilling!“ sagte der spaßige Mentor, kaum ahnend, welchen Schlag er dem Begleiter versetzte. Die bezeichnete Person war auffallend klein, feß, kugelrund, mit Stupsnase, Mopsaugen, Plumpuddingbacken, dabei unbeholfen wie eine junge Robbe. Sie tanzte Kumbha mit einem ausgewachsenen Seelöwen, der das mollige Hüpfen und Schüttern ihres schmiegsamen Körpers angenehm zu empfinden schien und zwischen hervorstehenden Hauern ein öliges Wohlwollen auspuffte. Der Kolofß leuchte, grunzte, schlürfte abscheulich und bewegte sich kaum, indes seine Partnerin mit flinken runden Beinchen einen wahren Strichnadelstich entwickelte. Es sah wirklich aus, als hüpfte ein Mäpchen liebevoll an einem zottigen Bernhardiner hoch. Ein Anblick zum Heulen!

Schnorf konnte ihn nicht lange ertragen. Von der kalt lächelnden Wirklichkeit grausam aufs Haupt geschlagen, wankte er hinaus und von stund an war er der romantischen Lebensauffassung abgründlich entfremdet.

„Geöffnet von der Zensur“

Die einzelnen Länder haben für ihren Postdienst Kontrollen eingerichtet, Zensuren, die verhindern sollen, daß entweder in der Post nach dem Ausland oder in den Briefen von der Front zum Inland Dinge geschrieben werden, die nicht für das „Publikum“ im allgemeinen und den Gegner im besonderen bestimmt sind oder von diesen nicht gewußt werden brauchen. Zensur — ist ein ernstes Geschäft. Aber auch in dieser ernstesten Arbeit gibt es fröhliche Momente — wie wir aus den folgenden Schilderungen sehen werden.

Der „Erfahrbrief“ an die Braut.

Mancher kann eben nicht einmal im Feld den Mund halten. Und so kommt es, daß mehr als eine Braut einen Brief nicht erhält, den der Bräutigam seiner Liebsten geschickt hatte. Er schimpft nachher auf die unzuverlässige Post, wobei es sich in Wirklichkeit einfach darum handelt, daß der Soldat sein Bestreben, seiner Braut alles zu erzählen, zu weit gehen ließ.

Nicht immer haben die Zensoren Zeit, einen Erfahrbrief an die Braut zu schreiben, wie es in einem Fall geschah, als eine angehende Ehefrau folgende Epistel empfing: „Leider war Ihr Bräutigam zu geschäftig, sodaß wir Ihnen leider seinen Originalbrief nicht zustellen können. Er schreibt Ihnen jedoch, daß es ihm sehr gut geht, daß er sich zwei Paar neue Socken wünscht und Ihnen einige Duzend Grüße und Küsse schickt. Ferner ist zu erwähnen, daß er in seinem Schreiben 5 Mal den Ausdruck Schnuck verwendet.“

Von Astronomie verstand er nichts!

Es empfiehlt sich auch nicht, in den im Krieg geschriebenen Briefen Ausdrücke zu verwenden, die ein selbst sprachgewandter Zensur nicht gleich schluckt. So hatte jüngst jemand, der von Beruf Astronom war, berichtet, daß bei einem Fliegerangriff für ihn die Angreifer zwischen Orion und Plejaden sichtbar wurden.

Wie hätte er sich als Fachmann des Himmels anders ausdrücken können? Das Ende vom Lied war, daß der Zensur diese Andeutungen, die ihm zwar irgendwie aus früher Schulzeit bekannt vorkommen mußten, für eine unzulässige Ortsangabe hielt, die gestrichen werden mußte.

Und so bekam der Empfänger den Brief mit den Andeutungen — — — zwischen... und... Na, für ihn war es auch egal. Aber er hätte doch gern gewußt, was da gestanden hatte, wo der schwarze dicke Strich zweimal in Erscheinung trat.

„Leider gezwungen, es doch zu lesen.“

Ein anderer Soldat einer europäischen Armee hatte seiner Braut einen ganz netten und recht harmlosen offiziellen Brief geschrieben. Dieser Brief war in Ordnung, wie man ihn auch drehte und wendete. Aber als der Zensur sich den Umschlag genauer ansah, zeigte sich, daß im Innern der Fütterung ein anderes Briefchen steckte.

Hah — einem Geheimnis auf der Spur? Hah — ein Rätsel vor der Klärung? Nein, auf diesem eingeschobenen Briefchen standen die Liebesworte, die im offiziellen Brief in Grenzen gehalten waren, recht ungeschminkt.

Der Schreiber sagte es alles so, wie er es seiner Braut bei einem zärtlichen Tête-à-tête geflüstert haben würde. Der Mann von der Zensur errötete sanft, hielt den Brief noch rasch über die Kontrollampe. Harmlos — aber etwas anzüglich... Also vermerkte er darauf: „Für die Empfängerin: Wir haben diesen Brief leider doch lesen müssen — aus dienstlichen Gründen. Die Zensur bittet um Entschuldigung. Pflicht ist Pflicht!“

Erinnerungen aus der Kinderzeit.

Und dann kommt noch eine niedliche Geschichte, die sich übrigens in allen Kriegsländern wiederholt zu haben scheint,